

Neue Bibliothek der Sozialwissenschaften

Howard S. Becker

Erzählen über Gesellschaft

Eingeleitet und herausgegeben
von Reiner Keller

 Springer VS

Neue Bibliothek der Sozialwissenschaften

Reihe herausgegeben von

Jörg Rössel, Zürich, Schweiz

Uwe Schimank, Bremen, Deutschland

Georg Vobruba, Leipzig, Deutschland

Die Neue Bibliothek der Sozialwissenschaften versammelt Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Theoriebildung und zur Gesellschaftsdiagnose sowie paradigmatische empirische Untersuchungen. Die Edition versteht sich als Arbeit an der Nachhaltigkeit sozialwissenschaftlichen Wissens in der Gesellschaft. Ihr Ziel ist es, die sozialwissenschaftlichen Wissensbestände zugleich zu konsolidieren und fortzuentwickeln. Dazu bietet die Neue Bibliothek sowohl etablierten als auch vielversprechenden neuen Perspektiven, Inhalten und Darstellungsformen ein Forum. Jenseits der kurzen Aufmerksamkeitszyklen und Themenmoden präsentiert die Neue Bibliothek der Sozialwissenschaften Texte von Dauer.

Weitere Bände in der Reihe <http://www.springer.com/series/12541>

Howard S. Becker

Erzählen über Gesellschaft

Eingeleitet und herausgegeben
von Reiner Keller

 Springer VS

Vorwort zur deutschen Ausgabe von *Telling about Society*

Howard S. Becker

Ich habe mein Arbeitsleben als Klavierspieler begonnen. Aber nicht als „Pianist“, das ist wichtig. Eher als jemand, der mit einer kleinen Gruppe Klavier spielte, in Bars, Stripclubs, auf Hochzeiten und bei Bar Mitzvah Festen. Dabei habe ich schon als ziemlich junger Mensch, noch im Teenager-Alter, einiges darüber gelernt, wie Kunst als eine Art von Arbeit funktioniert. Später dann zeigte mir mein akademischer Mentor, der Soziologe Everett C. Hughes, wie ich aus der Welt um mich herum Soziologie machen konnte, und zwar durch das Beobachten und Aufzeichnen all der Tätigkeiten und Erledigungen des Alltagslebens, sowie durch das Erkennen, wie das, was da passierte, tatsächlich allgemeinere Ideen enthielt, die im soziologischen Theoretisieren vorkamen. Der Rest meines Lebens außerhalb der Lehre und der akademischen Beschäftigungen hat mich dann mit vielen anderen Kunstformen in Berührung gebracht. Das fing mit der Musik an, aber schloss beispielsweise auch das Theater mit ein. Es war nur eine Frage der Zeit, bis ich anfang zu überlegen, wie ich diese beiden Bereiche meines Lebens und meiner Erfahrungen zusammenbringen könnte.

Und so begann ich darüber nachzudenken, ob und inwiefern die Kunst, die mich interessierte, selbst eine Spielart des soziologischen Denkens war. Ich versuchte zunächst herauszuarbeiten, was die Leute in den Welten des Theaters und der Fotografie über die Fragen zu sagen hatten, die auch die Soziologie interessierten. Ich bin in einige dieser anderen Welten eingetaucht, vor allem in die Fotografie, ganz ähnlich wie zuvor in die Musik, als Macher und als Wissenschaftler. Dadurch habe ich den reichen Schatz an Materialien entdeckt, den Fotografinnen und Fotografen erschaffen haben, die sich genau mit dem beschäftigten, was auch meine soziologischen Kolleginnen und Kollegen diskutierten: Die Grundmuster

1 Übersetzt von Reiner Keller

des sozialen Lebens, die Probleme von Klasse und Rasse bzw. Ethnizität, und all die anderen Dinge, um die wir uns sorgen.

Schließlich kam ich zu dem Schluss, dass all diese Arten und Weisen der Erforschung von Gesellschaften funktionierten, und zwar für je spezifische Leute, die sich hin und wieder mit je spezifischen Anliegen beschäftigen. Fotografien, gewiss, aber auch statistische Grafiken, die von Soziologinnen und Soziologen merkwürdig unbeachtet blieben. Und Dramen, die schlüssige politische Argumente lebendig werden lassen und mit zusätzlichen Bedeutungen füllen, wie die Stücke von George Bernard Shaw so meisterlich zeigen.

Damit will ich nicht sagen, dass all diese Medien und Formen tatsächlich Soziologie *sind*. Natürlich handelt es sich um etwas Anderes; sie nutzen andere Mittel, um andere Einsichten und Wahrheiten zu vermitteln – eben anders, aber nicht im Widerspruch oder völlig fremd im Hinblick auf das, worum wir uns in der Soziologie bemühen.

Das vorliegende Buch soll meine Kolleginnen und Kollegen dazu ermutigen (es braucht nicht viel Mut!), mit diesen anderen Feldern zu experimentieren. Ihr habt nichts zu verlieren und viel zu gewinnen.

San Francisco, Juni 2018

Etwas zusammen machen.

Vorwort zur deutschen Ausgabe *von Telling about Society*

Reiner Keller

Howard S. Becker gehört gewiss zu den Klassikern einer soziologischen Tradition und eines Arbeitszusammenhangs, die häufig vereinfachend als „zweite Chicago School“ eingeordnet werden. Eine solche Einordnung sollte nicht zu ernst genommen werden, denn dahinter verbirgt sich eine große Vielzahl sehr unterschiedlicher Arbeiten, Forschungsgebiete und Vorgehensweisen. Vielleicht kann das Interesse an konkreter empirischer Feldforschung, die Nutzung von mehr oder weniger teilnehmenden Beobachtungen, Gesprächen, Dokumenten und anderem mehr als ein kleiner gemeinsamer Bezugspunkt gelten. Aber man sollte auch die Nutzungen von statistischen Daten und vor allem die kreativen Verwendungen von Grafiken, Bildern und Maps aller Art nicht übersehen, die inzwischen fast vergessen scheinen. Diese Tradition ist in der US-amerikanischen Soziologie lebendig, auch wenn sie im deutschsprachigen soziologischen Kontext nach wie vor und bedauerlicherweise kaum bzw. sehr selektiv rezipiert wird.¹

Das gilt für viele der dortigen Autorinnen und Autoren, und sicherlich auch für Howard S. Becker selbst. Dem deutschsprachigen Fachpublikum steht er wohl vor allem als derjenige vor Augen, der über Tanz- und Jazzmusiker und deren Marihuana-Konsum schrieb, über moralische Unternehmer und Karrieren im abweichenden Verhalten. In fachlicher Hinsicht also jemand, der in einem sehr speziellen Feld der Soziologie arbeitete, ohne große theoretische Bezüge, interessiert am Fall und dessen Prozessmerkmalen. Diese Rezeption ist wohl der frühen Übersetzung seiner ersten Monographie *Outsiders* aus dem Jahre 1963² in die deutsche Sprache geschuldet, die 1981 erschien und kürzlich neu aufgelegt wurde (Becker 2014). Hinzu kommt eine Schrift zum professionellen Schreiben in der Soziologie (Becker 1994), die als Handreichungen für Studierende ihren Zweck erfüllen mag,

1 Vgl. als einen der wenigen neueren Überblicke Keller (2012).

2 Bzw. der erweiterten Neuauflage von 1973.

aber kaum das Interesse des Fachpublikums fand. Wie kommt es, dass dieser hierzulande eher wenig gelesene Soziologe beispielsweise in Frankreich seit mehr als einem Jahrzehnt als einer derjenigen gehandelt und gefeiert wird, der große Teile der französischen Soziologie von einem allzu engen, allzu wiederholenden Korsett bourdieuscher Perspektiven befreit und eine ganz neue Konjunktur des empirisch-ethnographischen Arbeitens ausgelöst hat?

Howard S. Becker ist im Jahre 2018 nun 90 Jahre alt geworden, und er hat wesentlich mehr geschrieben, als die frühe Untersuchung zu Musikern und Drogen. Und er veröffentlicht nach wie vor. Dagmar Danko hat dies dankenswerterweise in einer Werkseinführung in deutscher Sprache dokumentiert (Danko 2015), und vor kurzem ist immerhin Beckers ebenfalls klassische und einflussreiche Auseinandersetzung mit den Welten der Kunst (Becker 2017b) in deutscher Sprache erschienen, wenn auch bezeichnenderweise nicht in einem der einschlägigen soziologischen Fachverlage. Der jüngere Rezeptionserfolg in Frankreich verdankte sich sicherlich zweierlei: Zunächst dem unermüdlichen Einsatz einer Gruppe französischer Soziologinnen und Soziologen, die Beckers Werk übersetzten und dem französischen Fachpublikum auch in begleitenden Schriften zur Kenntnis brachten (etwa Peneff 2014). Und zweitens sicherlich den regelmäßigen längeren Frankreichaufenthalten des Autors, die auch das ein oder andere Jazzkonzert hervorbrachten (dokumentiert in Becker 2003).

Vielleicht kann die Reihe der gerade erwähnten Bücher (die Neuauflage der *Aufsenseiter*, die Übersetzung von *Kunstwelten*, die Einführung von Dagmar Danko) im Zusammenspiel mit dem vorliegenden Band im deutschsprachigen Raum eine vergleichbare, überfällige breitere Rezeption anregen. Das wäre den Ideen und materialen Arbeiten Beckers zu wünschen – und dem Fach. Dabei können zwei Schwerpunkte von besonderem Interesse sein. Zum einen ist dies ein spezifischer Stil des empirischen, ethnographisch orientierten Arbeitens, der sich nicht mit in sich geschlossenen Fallrekonstruktionen begnügt, sondern auf mögliche Verallgemeinerungen und die Entwicklung sensibilisierender theoretischer Konzepte hin ausgelegt ist. Die dem zugrunde liegende Perspektive ist diejenige der *sozialen Welten* (ein auch von seinen Kollegen Tomatsu Shibutani, Anselm Strauss und vielen anderen genutztes Konzept), in denen Menschen etwas zusammen tun: *Doing things together* (Becker 1986). Gemeint ist das Zusammenwirken der ganz unterschiedlichen Gruppen und Aufgaben von Beteiligten, die etwas hervorbringen: ein Kunstwerk und dessen Rezeption, eine Musikaufführung, ein Schulunterricht, ein Medizinstudium, ein Objekt wie das vorliegende Buch, zu dem VerlagsmitarbeiterInnen, ÜbersetzerInnen, HerausgeberInnen, aber auch GrafikdesignerInnen, HausmeisterInnen, studentische Hilfskräfte, KäuferInnen und LeserInnen beigetragen haben und beitragen. Dem, was ihn interessiert, nähert sich Becker in

dezidiert Weise als derjenige, der von außen kommt und eine Soziologie betreibt, die sich nicht vorweg spezifischen Interessen unterordnet – weder denjenigen von Auftraggebern, noch denjenigen von Beforschten. „Auf welcher Seite stehen wir?“, fragte er vor langer Zeit in einem berühmten Aufsatz (Becker 1967). Seine Antwort ist ganz klar: auf Seiten der Soziologie.

Doch von welcher Soziologie ist dabei die Rede? Diese Frage führt zum zweiten Schwerpunkt der Arbeiten von Howard Becker, für die das vorliegende Buch exemplarisch steht. *Erzählen über Gesellschaft* ist zweifellos auch ein „Erzählen über die Soziologie“, über das, was sie sein kann und könnte, und das, was sie wohl überwiegend ist. Becker erweist sich in diesem Strang seines Schaffens als aufmerksamer Entwickler der theoretischen Perspektive, „etwas gemeinsam zu machen“, als kundiger Leser sozialwissenschaftlicher Entwicklungen, als kenntnisreicher Beobachter neuerer webbasierter Experimente, als Kommentator theoretischer Impulse und unterschiedlicher theoretisch-methodischer Zugänge zur gesellschaftlichen Wirklichkeit. Das betrifft zunächst die Soziologie selbst, wo von ihm quantifizierende Zugänge mit qualitativen Ansätzen ins Gespräch und in den Austausch gebracht werden, und wo er sich überraschenderweise als Soziologe mit einer Neigung zu Zahlen enthüllt. Doch er geht weit über die Soziologie hinaus. Becker appelliert an die Disziplin, ihr enges Fachkorsett abzustreifen und sich für die unterschiedlichen, insbesondere auch künstlerischen Formen der Analyse und Darstellung gesellschaftlicher Phänomene zu öffnen. Er macht das darin liegende Potential mehr als deutlich, etwa am Beispiel der Dokumentar fotografie oder der präzisen Analyse von fiktionalen Texten. Die von ihm dabei eingenommene Haltung ist einerseits geprägt von ungemeiner Großzügigkeit im Hinblick auf die Vielfalt möglicher Zugänge, andererseits von sehr präzisen Vorstellungen über gutes und weniger gutes, oder vielleicht besser: über interessantes und weniger interessantes Arbeiten. So lässt sich sein 2017 erschienenes Buch über *Evidence* auch als Beitrag und Kommentar zu aktuellen Debatten über Ziele, Methoden und die Wissenschaftlichkeit soziologischen Arbeitens lesen:

Daten, Beweismittel [evidence] und Ideen bilden einen voneinander abhängigen Zirkel. Daten interessieren uns, weil sie uns dabei helfen, ein aussagekräftiges Argument über etwas in der Welt zu formulieren. Da wir davon ausgehen, dass die Anderen unser Argument vielleicht nicht akzeptieren, sammeln wir Informationen. Wir nehmen an, dass sie beweisen, dass niemand die Realität so hätte erfassen können, wenn unser Argument nicht stimmen würde. Und die Idee, die wir voranbringen wollen, führt uns zur Suche nach der Art von Daten, von Dingen, die wir beobachten und aufzeichnen können, die für uns diese Arbeit der Überzeugung der Anderen leisten. Die Nützlichkeit jeder dieser drei Komponenten hängt davon ab, wie sie mit den jeweils anderen in Verbindung steht. [...]

Verschiedene Disziplinen unterscheiden sich beträchtlich bezüglich der Übereinstimmung ihrer Mitglieder im Hinblick darauf, welche Daten ‚gut genug‘ sind, um als Beweismaterial für die Ideen akzeptiert zu werden, die sie unterstützen sollen. [...] Ich bin in einer soziologischen Tradition aufgewachsen, die solche Konflikte minimierte, obwohl sie zahlreiche der methodologischen Differenzen versammelte, die später stärker ausgearbeitet und unterschieden wurden. Das Soziologie-Department der Universität von Chicago war nach dem zweiten Weltkrieg (etwa von den frühen 1940ern bis Mitte der 1950er Jahre) immer noch von der breiten und inklusiven Vision beeinflusst, die Robert E. Park im Hinblick darauf entwickelt und vertreten hatte, was die Soziologie sein könnte. Es beheimatete alle Arten ernsthafter und tiefgehender Meinungsdifferenzen über solche Dinge, aber diese Differenzen existierten – das war zumindest meine Erfahrung, und ich bin nicht der einzige gewesen – in einer Atmosphäre der allgemeinen Akzeptanz von vielen unterschiedlichen Wegen, über gesellschaftliche Phänomene zu forschen. Die Leute stritten über alles (schließlich war es ein Universitätsdepartment, was sollten sie sonst tun?), aber sie anerkannten im Wesentlichen zahlreiche Perspektiven auf grundlegende Fragen und akzeptierten die Daten, die ihre Kollegen vorlegten, als Beweismaterial für ihre sich überlagernden Ideen. (Becker 2017a: 5ff.; Übersetzung RK)

Im vorliegenden Buch greift ein solcher Kommentar weit über die Soziologie hinaus und nutzt eine enorme Bandbreite angesprochener Formen des Erzählens über gesellschaftliche Phänomene. Dazu gehören Betrachtungen statistischer Repräsentationen ebenso wie grafische Veranschaulichungen von Interaktionsprozessen, Diskussionen über Film, Fotografie und Roman, über Theaterperformances und Parabeln. Zu entdecken ist bei all dem ein großer soziologischer Erzähler, der vor allem eins im Sinn hat: das Erzählen über Gesellschaft als ein gemeinsames und vielfältiges Unterfangen zu betrachten, das immer präzise erfolgen und im Blick halten sollte, wovon, das heißt, von welchem Fallzusammenhang es spricht, und das gleichzeitig vor Vereinseitigungen jeglicher Art bewahrt werden muss.

Erzählen über Gesellschaft ist die Übersetzung eines 2007 erschienenen Werkes. Es enthält zusätzlich zum Original ein eigens dafür geschriebenes kurzes Vorwort des Autors sowie ein Interview mit Howard S. Becker, das ursprünglich im Forum Qualitative Sozialforschung 2016 veröffentlicht worden ist (Becker, Keller 2016). Die Veröffentlichung der Arbeiten Howard S. Beckers (und weiterer aktueller Arbeiten aus der entsprechenden US-amerikanischen Soziologie-Tradition) in deutscher Sprache war mir schon lange ein Anliegen, das mehrfach an dem notwendigen Aufwand an Zeit und finanzieller Unterstützung scheiterte. Sie wurde in diesem Fall nun endlich möglich, und zwar ganz im Sinne der von Becker betonten Herstellung von Phänomenen durch eine Gemeinschaftsproduktion: dadurch, dass viele Personen etwas zusammen gemacht haben (und die erst durch die unbekanntenen Leserinnen und Leser weiter komplettiert werden wird). Mein Dank an dieser Stelle gilt allen Beteiligten – zunächst und vor allem Howard S. Becker selbst, der

den Übersetzungsprozess aufmerksam begleitet und immer wieder unterstützt hat; dann insbesondere dem französischen Kollegen Jean Peneff, der mich 2014 zu seiner Buchveröffentlichung über Howard S. Becker einlud und uns einander vorstellte; den Herausgebern der Reihe, in der es erscheinen kann; Springer VS für die Finanzierung der Übersetzung und dort insbesondere Katrin Emmerich, die sich unermüdlich dafür einsetzte und damit nach einigen Anläufen erreichen konnte, dass die Becker-Verbreitung endlich Fahrt aufnimmt, dem Übersetzer Peter Hessel, der eine enorme Bandbreite von Darstellungsformen bewältigen musste, meinem in Freundschaft verbundenen Kollegen Wolfgang Ludwig-Mayerhofer, der die Mühen einer kritischen Prüfung insbesondere der übersetzten Textpassagen zu statistischen Fragen auf sich nahm und zahlreiche weitere Verbesserungsvorschläge formulierte, der geschätzten Kollegin Sylke Nissen, die mit enormer Genauigkeit und Umsicht eine letzte Korrektur des Manuskriptes vornahm, dem MoMa und anderen Institutionen, welche Bildrechte freigaben, den vielen MitarbeiterInnen, die sogenannte ‚kleinere‘ Aufgaben übernahmen, ohne die so häufig nichts erscheinen würde, und den vielen anderen ...

Augsburg und München, Februar 2019

Literatur

- Becker, Howard S. 1967: *Whose Side Are We On?* *Social Problems*, 14 (3), 239–247.
- Becker, Howard S. 1986: *Doing things together: Selected papers*. Evanston, IL: Northwestern University Press.
- Becker, Howard S. 1994 [1986]: *Die Kunst des professionellen Schreibens: Ein Leitfaden für die Sozial- und Geisteswissenschaften*. Frankfurt am Main: Campus.
- Becker, Howard S. 2003: *Paroles et musique*. Paris: L'Harmattan.
- Becker, Howard S. 2014 [1973]: *Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*. Wiesbaden: Springer VS.
- Becker, Howard S. 2017a: *Evidence*. Chicago: Chicago University Press
- Becker, Howard S. 2017b [1984]: *Kunstwelten*. Hamburg: Avinus-Verlag
- Becker, Howard S.; Keller, Reiner 2016: *Ways of Telling About Society*. Howard S. Becker in conversation With Reiner Keller. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 17(2), Art. 12, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1602122>.
- Danko, Dagmar 2015: *Zur Aktualität von Howard S. Becker. Einleitung in sein Werk*. Wiesbaden: Springer VS.
- Keller, Reiner 2012: *Das Interpretative Paradigma*. Wiesbaden: Springer VS.
- Peneff, Jean 2014: *Howard S. Becker*. Paris: L'Harmattan.

Inhalt

Vorwort zur deutschen Ausgabe von *Telling about Society* V
Howard S. Becker

Etwas zusammen machen. Vorwort zur deutschen Ausgabe
von *Telling about Society* VII
Reiner Keller

Erzählen über Gesellschaft

Vorwort 3
Danksagungen 9

Teil I: Ideen

1 Erzählen über Gesellschaft 13
2 Repräsentationen der Gesellschaft als Produkt von Organisationen 25
3 Wer macht was? 39
4 Die Arbeit der Nutzer 63
5 Standardisierung und Innovation 79
6 Einzelheiten zusammenfassen 99
7 Wirklichkeitsästhetik 115
8 Die Moralität der Repräsentation 133

Teil II: Beispiele

9	Parabeln, Idealtypen und mathematische Modelle	153
10	Diagramme: Mit Zeichnungen denken	169
11	Visuelle Soziologie, Dokumentarfotografie und Fotojournalismus	189
12	Drama und Vielstimmigkeit: Shaw, Churchill und Shawn	207
13	Goffman, Sprache und die Strategie des Vergleichs	225
14	Jane Austen: Der Roman als Gesellschaftsanalyse	239
15	Georges Perec und seine Experimente mit Gesellschaftsbeschreibungen	251
16	Italo Calvino, Stadtforscher	267
	Letztendlich	283
	Literatur	287
	Wie man über Gesellschaft erzählen kann –	
	Howard S. Becker im Gespräch mit Reiner Keller	295
	 Autoren- und Herausgeberangaben	 333

Abbildungsverzeichnis

Abb. 3.1	Dorothea Lange: <i>Tractored Out: Abandoned farmhouse on a large mechanized cotton farm</i>	47
Abb. 3.2	Walker Evans: A Girl in Fulton Street, New York, 1929	52
Abb. 3.3	Walker Evans: 42nd Street	53
Abb. 3.4	Walker Evans: Alabama Cotton Tenant Farmer's Wife, 1936	54
Abb. 3.5	Walker Evans: Citizen in Downtown Havana, 1932	55
Abb. 3.6	Walker Evans: Main Street, Saratoga Springs, New York, 1931 ...	59
Abb. 3.7	Walker Evans: Street and Graveyard in Bethlehem, Pennsylvania, 1935	60
Abb. 3.8	Walker Evans: Frame Houses in Virginia, 1936	60
Abb. 10.1	Die sozialen Perspektiven der gesellschaftlichen Klassen	175
Abb. 10.2	Häufigkeit der gemeinsamen Teilnahme einer Gruppe von Frauen in Old City, 1936	176
Abb. 10.3	Arten von Mitgliedern und Verbindung zwischen zwei überlappenden Gruppierungen	176
Abb. 10.4	Gesellschaftliche Stratifikation von Gruppierungen Farbiger ...	177
Abb. 10.5	Ethnische Zusammensetzung der Interessengruppen	179
Abb. 10.6	Verwandtschaftliche und andere Verbindungen einer Gruppe führender Männer	181
Abb. 10.7	Unterhaltung an der Straßenecke	184
Abb. 10.8	Ein Corner Boy wird verhaftet und wieder rausgeholt	185
Abb. 10.9	Wie die Corner Boys zu ihrem Zaun im Park kamen	186
Abb. 11.1	Douglas Harper: Jungle; Wanatchee	201
Abb. 11.2	Douglas Harper: Boston Skid Row	202
Abb. A.1	Everett C. Hughes vor Howard Beckers Haus in Kansas City ...	296
Abb. A.2	Howard S. Becker als Klavierspieler in einer Bar in der 63. Straße in Chicago, ca. 1950	298

Abb. A.3	Auftritt des „Bobby Laine Trio“ im 504 Club in Chicago ca. 1950	299
Abb. A.4	Alfred „Lindy“ Lindesmith	301
Abb. A.5	Herbert Blumer	326

*Zum Andenken an Michèle de la Pradelle,
Dwight Conquergood, Alain Pessin und
Eliot Freidson, Freunde und Wissen-
schaftler*

Vorwort

Dieses Buch war nie als konventionelles Projekt gedacht. Die Ideen dafür stammen aus meinen zumeist planlosen, willkürlichen Lesegewohnheiten, langjähriger Lehrtätigkeit sowie dem ganz normalen Leben und meinen ziemlich eklektischen Interessen.

Ich bin schon immer Theater- und Kinobesucher gewesen und habe unermüdlich viele Romane gelesen. Ich meinte immer, ich würde dabei viel Interessantes über die Gesellschaft lernen, und wendete eine Regel an, die ich schon frühzeitig aufgestellt hatte: „Wenn es Spaß macht, lohnt es sich bestimmt auch.“ So war ich schon mit einem guten Bestand an Beispielen ausgestattet, über die ich nachdenken konnte. Ich hatte das Theaterstück *Frau Warrens Gewerbe* von Shaw gesehen und mich amüsiert, wie er mit dem „sozialen Problem“ der Prostitution umging. Das hatte ich im Kopf, als ich begann, nach Beispielen zu suchen. Ich hatte Dickens und Jane Austen gelesen und von ihnen gelernt, wie Romanschriftsteller Gesellschaftsanalysen präsentieren.

1970 lernte ich das Fotografieren. Es war Teil der Vorbereitungen auf meine Arbeit im Bereich der Kunstsoziologie. Am *San Francisco Art Institute*, und auch später in Chicago fand ich Zutritt zur Welt der Fotografie. Wie andere Dokumentarfotografen – und wie auch die Studenten, die ich bald bekam – überlegte ich, wie man seine Gesellschaftsanalysen vorstellt. Ich merkte, wie stark diese Probleme denen der Sozialwissenschaftler¹ ähnelten, die (wie auch ich) erzählen wollten, was sie zu erzählen hatten.

Es hat mir noch nie gefallen, die Fachliteratur offiziell ausgewiesener Disziplinen und Forschungsfelder zu lesen, und ich hätte nie gedacht, dass die Sozialwissenschaften ein Monopol darauf haben zu wissen, was in der Gesellschaft vor sich geht.

1 Anmerkung des Übersetzers: Im Folgenden wird der Lesbarkeit wegen exemplarisch die männliche Schreibweise verwendet, wobei immer alle Geschlechter einbezogen sein sollen.

In der Belletristik, in Theaterstücken, Filmen und Fotografien fand ich ebenso viele gute Ideen wie in dem „vorgeschriebenen“ Lesestoff. Und die Ideen, die mir beim Betrachten von Projekten der Dokumentarfotografie oder von Filmen in den Kopf kamen, flossen auch in mein Denken über die konventionelle Sozialwissenschaft ein.

Ich befasste mich dann doch ernsthaft mit der Lektüre jener polemischen Literatur, die in allen Fachgebieten über methodische Probleme erzeugt wird. Diese Literatur enthält viel von dem, was man lernen könnte, wenn man die Teilnehmer an diesen Debatten befragt. Die Themen, die sie ansprechen, beschäftigen die Fachleute in diesen Forschungsfeldern, und ich fand die ausführlichen veröffentlichten Diskussionen ungemein nützlich. Natürlich nahm ich jede Gelegenheit wahr, diese Leute zu fragen, wie sie Probleme der Darstellung in ihrem Arbeitsbereich lösen, aber ich führte keine systematischen Interviews oder Datensammlungen durch.

In zwei sehr besonderen Fällen hat meine Lehrtätigkeit die Entwicklung meines Denkens beeinflusst. Als ich an der *Northwestern University* Soziologie unterrichtete, hatte ich das Glück, Dwight Conquergood kennenzulernen, der damals an der *School of Speech* in der Fakultät für *Performance Studies* unterrichtete. Dwight erforschte ein Gebiet, das er als „performative Dimension der Gesellschaft“ bezeichnete, also die Art und Weise, wie man das gesellschaftliche Leben als eine Reihe von Darbietungen auffassen kann. Genauer gesagt, stellte er die Ergebnisse seiner Forschungen – über Flüchtlinge aus Südostasien oder Bandenmitglieder in Chicago – oft in Form von Aufführungen dar. Das hatte ich, ohne richtige Schulung und mit wenig Erfolg, mit meinen Kollegen Michael McCall und Lori Morris in zwei soziologischen Vorführungen versucht (Becker, McCall, Morris 1989; Becker, McCall 1990). Dabei berichteten wir über unsere gemeinsame Forschung über Theatergruppen in drei Städten. Als ich dann Dwight kennenlernte, war es nur ein kleiner Schritt zur Idee, gemeinsam einen Kurs anzubieten, den wir „Performing Social Science“ nannten. Seine Studenten kamen aus seinem Studienbereich und aus dem größeren *Theater Department* in der *School of Speech*, während meine vorwiegend aus der Soziologie kamen. Es waren sowohl Bachelor- als auch Masterstudenten. Wir unterrichteten den Kurs 1990 und 1991, und in beiden Jahren bestand die Hauptaktivität aus Aufführungen der Studenten (und im zweiten Jahr auch der Dozenten) von etwas, das man wohl ganz allgemein als „Sozialwissenschaft“ auffassen könnte. Die Stücke stammten aus verschiedenen Bereichen – Geschichte, Soziologie, Literatur, Drama – sowie aus der Vorstellungskraft der Studenten selbst. Ich werde mich in diesem Buch ab und zu auf diese Veranstaltungen beziehen, da sie häufig die organisatorischen, wissenschaftlichen und ästhetischen Anliegen verkörperten, die mich interessieren.

Ein Kurs namens „Telling About Society“, den ich zweimal unterrichtete, einmal an der University of California in Santa Barbara und ein Jahr später an der Univer-

sity of Washington, stimmte mich ebenfalls sehr nachdenklich. Die Teilnehmer an diesem kleinen Abenteuer kamen aus verschiedenen Fakultäten und waren fast nur Masterstudenten. Natürlich waren sie schon deshalb weniger abenteuerlustig als die Bachelorstudenten, die Conquergood und ich an der Northwestern University unterrichtet hatten. Sie standen mehr unter Druck, konnten sich weniger Zeit nehmen und dem Projekt weniger Aufmerksamkeit widmen. Andererseits dachten sie mehr über die Auswirkungen des Themas nach, waren eher gewillt, kritisch und argumentativ zu sein. Sie regten mich mehr dazu an, Fragen erneut aufzuwerfen, die ich meinte, bereits gelöst zu haben.

In den Seminarsitzungen behandelten wir jede Woche ein neues Medium: Film, Drama, statistische Tabellen usw. Ich verteilte Lektüre oder, genauso oft, gab den Studenten etwas, auf das sie reagieren mussten. Ich provozierte sie nämlich angesichts ihrer klischeehaften Ideen darüber, wie man über die Gesellschaft angemessen berichten sollte. Im ersten Jahr begann ich das Seminar, indem ich Caryl Churchills *Mad Forest* (1996) beschrieb, ein Bühnenstück über die Ehe zweier Sprosse rumänischer Familien aus sehr unterschiedlichen sozialen Verhältnissen. Der zweite Akt veranschaulichte genau den möglichen Kern des Kurses, nämlich eine künstlerische Darstellung des Vorgangs, den man in der Sozialwissenschaft manchmal als „elementares kollektives Verhalten“ oder „Massenbildung“ bezeichnet. In Kapitel 12 dieses Buches beschreibe ich, wie ich die Studenten den Akt laut vorlesen ließ und dann darauf bestand, sie hätten nicht nur ein Gefühl erlebt, sondern auch die beste Analyse der Entstehung einer Menschenansammlung gelesen, die mir bekannt ist. Viele stimmten mir zu, und ich sagte ihnen, damit seien wir genau beim Kernthema des Kurses. Welche Möglichkeiten – außer denen, die Sozialwissenschaftler kennen – gibt es denn, solche Informationen weiterzugeben? Ich glaube, viele Studenten hätten die Frage nicht so bereitwillig akzeptiert, wenn sie nicht selbst gerade diese dramatische Erfahrung gemacht hätten.

In den darauffolgenden Wochen schauten wir das Video von Anna Deavere Smith, *Fire in Crown Heights* (2001) an, in dem sie Dinge sagt, die sie von vielen Leuten aus verschiedenen Gruppen nach den gewalttätigen Unruhen in Brooklyn gehört hatte. Wir sahen Frederick Wisemans *Titicut Follies* (1967), einen Dokumentarfilm über eine psychiatrische Anstalt für kriminelle Geisteskranke in Massachusetts. Wir betrachteten und diskutierten eine Sammlung soziologischer Tabellen und Grafiken, die ich angefertigt hatte, und ich unterrichtete einen Minikurs, für den ich ungenügend vorbereitet war, über mathematische Modelle. Ich entwarf die Seminarsitzungen mit vielen konkreten Diskussionsbeispielen und hoffte, meiner Ansicht nach steriles „theoretisches“ Gerede zu vermeiden. Mein Manöver funktionierte ziemlich gut. Die Diskussionen waren so gut, dass ich gewöhnlich den

nächsten Tag dazu nutzte, die Notizen zu unserer Diskussion und die Gedanken, die sie angeregt hatte, zu tippen.

Im Syllabus hatte ich den Studenten erklärt:

Die grundsätzliche Herangehensweise des Seminars ist vergleichend. Eine große Vielfalt von Darstellungsformen muss verglichen werden: einerseits Filme, Romane, Bühnenstücke, und andererseits Tabellen, Diagramme, Grafiken und mathematische Modelle, sowie alles, was uns dazwischen einfällt. Wir werden vergleichen, wie sie die grundsätzlichen Probleme der Repräsentation des gesellschaftlichen Lebens lösen. Und die Liste dieser Probleme ergibt sich zum Teil daraus, dass man sieht, welche Probleme in jedem Genre vorherrschen. (Dies bekommt mehr Sinn, wenn wir es tun; ich sehe ein, dass es jetzt etwas kryptisch erscheinen mag.)

Sie sollten sich den Gegenstand, mit dem wir arbeiten, wie ein Raster vorstellen. Auf einer Achse sind Medien oder Genres wie in der obigen Liste. Entlang der anderen Achse liegen die Probleme, die bei der Repräsentation entstehen: der Einfluss von Budgets, die ethischen Pflichten der Macher,² Wege, unser Wissen zu verallgemeinern, Grade der Mehrstimmigkeit usw. Im Prinzip könnten wir jedes Problem in jedem Genre untersuchen, jede Box dieser Matrix füllen, aber das wäre nicht praktisch. Das heißt, unsere „Abdeckung“ wird recht willkürlich sein, hauptsächlich von dem uns leicht verfügbaren Material und von meinen eigenen speziellen Interessen beeinflusst. Die Liste der Gesprächsthemen kann jedoch je nach Wunsch um alle möglichen Genres und Probleme erweitert werden.

Und diese Einstellung erzeugte das organisatorische Problem dieses Buches.

Robert Merton fand gerne Thesen, die veranschaulichen, was sie behaupten, am erfolgreichsten in seinen Ideen über sich selbsterfüllende Prophezeiungen. Die Zusammenstellung dieses Materials führte mich genau in diese Zwickmühle. Wie konnte ich meine Analyse von Repräsentationen darstellen?

Für die Arbeit standen mir zwei verschiedene Arten von Material zur Verfügung: Ideen über Gemeinschaften, die rund um die Herstellung und Nutzung spezifischer Arten von Repräsentationen – wie Filme, Romane oder Statistiken – organisiert sind, und Beispiele, erweiterte Diskussionen von Berichten über die Gesellschaft, die beispielhaft zeigen, was sich auf diesen Gebieten getan hatte. Meine Gedanken

2 Anmerkung des Übersetzers: Ich habe zur deutschen Übersetzung des englischen Ausdrucks „maker“ sehr viel nachgedacht und auch recherchiert. Im Deutschen ist das Wort „Macher“ zwar ungewöhnlich bzw. überwiegend anders konnotiert, wird aber in einigen soziologischen Texten und auch von Dagmar Danko in ihrem Buch über Becker im hier gemeinten Sinn verwendet (Zur Aktualität von Howard S. Becker. Einleitung in sein Werk. Wiesbaden: Springer VS, 2015). Auch „Erzeuger“ oder „Hersteller“ wäre deswegen wohl möglich, doch schien mir „Macher“ den Sprachstil des Autors am besten zu treffen. Deswegen habe ich mich in Abstimmung mit dem Herausgeber dafür entschieden, den Begriff durchgängig zu nutzen.

waren weitgehend davon angeregt worden, was ich über erfolgreiche Werke der Repräsentation von Gesellschaft dachte, besonders solche jenseits der disziplinären Grenzen der Sozialwissenschaft, und ich wollte, dass meine Ergebnisse das verkörpern und betonen.

Die Kreuztabellierung von Medien (Filmen, Bühnenstücken, Tabellen, Modellen und so weiter) mit analytischen Problemen (zum Beispiel: Was ist die Arbeitsteilung zwischen Machern und Nutzern von Repräsentationen?) würde zu einer sehr großen Sammlung von Kombinationen führen, über die man schreiben könnte. Diese Art der klassifizierenden Struktur liegt zwar dem zugrunde, was ich getan habe, aber ich wollte mich nicht verpflichtet fühlen, all diese beschreibenden und analytischen Kästchen ausfüllen zu müssen. Ich glaubte auch nicht, dass ein derart enzyklopädischer Ansatz meinem Ziel dienlich wäre. Dieses Ziel begann ich darin zu sehen, mir selbst und anderen in den Forschungsfeldern, die mich interessierten (die inzwischen über die Sozialwissenschaften hinausgingen), für eine sehr viel größere Palette von Repräsentationsmöglichkeiten die Augen zu öffnen.

Ich wählte eine andere Herangehensweise, stark beeinflusst von meinen Erfahrungen und Experimenten mit Hypertext, bei dem viele Textfragmente in variierender Reihenfolge gelesen werden können, mitunter in irgendeiner Reihenfolge nach dem Wunsch des Nutzers. Die Teile sind voneinander abhängig, aber nicht so stark, dass eine bestimmte Reihenfolge obligatorisch wird. In diesem Sinne hat das Buch zwei Teile: „Ideen“ besteht aus kurzen Aufsätzen zu generellen Themen, die deutlicher werden, wenn man sie als Aspekte von je unterschiedlichen Repräsentationswelten betrachtet. „Beispiele“ enthält einige Würdigungen spezifischer Arbeiten, Gesamtwerke oder Arten von Repräsentationen, die für mich neue Bedeutung erhielten, als ich sie im Licht der generellen Ideen betrachtete. Die Kapitel in den beiden Teilen des Buches stehen in Beziehung zueinander, und ich sehe das Ganze eher als ein Netzwerk von Gedanken und Beispielen und weniger als lineares Argument. Vielleicht eignet sich dieser Ansatz besser für den Computer, der es dem Leser erleichtert, von Thema zu Thema zu wechseln, aber hier ist es nun als gedrucktes Buch. Tut mir leid.

So können und sollten Sie das Material in diesen beiden Teilen in einer Reihenfolge lesen, die Ihnen zusagt – auch ein Hin- und Herwechseln zwischen den Kapiteln ist möglich. Meine Absicht war, dass beide Teile allein stehen und sich gegenseitig beleuchten. Die volle Bedeutung ergibt sich daraus, wie Sie die Kapitel für Ihre eigenen Zwecke zusammenknüpfen, welche Zwecke es auch sein mögen. Wenn dies so gelingt, wie ich hoffe, werden sowohl Sozialwissenschaftler als auch Künstler mit dokumentarischen Interessen etwas Nützliches finden.

Danksagungen

Dieses Projekt begann in den 1980er Jahren, als meine Kollegen an der *Northwestern University* (besonders Andrew C. Gordon) und ich eine Förderung von der inzwischen nicht mehr existierenden *System Development Foundation* erhielten, um „Modes of Representation of Society“ zu untersuchen. Dieser vage Titel sollte unsere verschiedenen Interessen an der Fotografie, an statistischen Grafiken, am Theater und fast allen anderen Medien umfassen, die jemand irgendeinmal verwendet hat, um anderen zu erzählen, was sie meinten, über die Gesellschaft zu wissen. Jahrelang arbeiteten mehrere Leute mit uns daran, aber wir haben niemals den enormen Bericht verfasst, den dieser pompöse Titel erforderte. Ich schrieb einen Aufsatz (der hier in etwas abgeänderter Form in manchen Kapiteln erscheint), und andere Leute schrieben auch etwas. Wir alle erzeugten einen Berg von Notizen. Zum Schluss gingen wir alle unsere eigenen Wege, und damit schien das Ende gekommen zu sein. Der Mangel an einem dicken Buch schien die düstere Vorhersage eines Vorstandsmitglieds der Stiftung zu bestätigen, dass die Förderung zu nichts führen würde.

Irgendwann Mitte der 1990er Jahre war ich erneut an diesen Fragen interessiert, und im Frühjahr 1997, als Gastprofessor im Fachbereich Soziologie an der University of California in Santa Barbara, hielt ich ein Seminar, „Telling About Society“, das ich im folgenden Jahr an der University of Washington wiederholte. Beide Klassen stimulierten meine Gedanken über dieses Thema. Nach jeder Klasse machte ich mir umfangreiche Notizen, die in verschiedenen Umsetzungen ihren Weg in dieses Buch gefunden haben. Ich weiß nicht mehr, welche Klasse welche Ideen auslöste. Ich beziehe mich daher im Folgenden auf „das Seminar“, wenn ich etwas erzähle, das sich in einer dieser beiden Lehrveranstaltungen ereignet hat. Die Studenten in beiden Klassen waren ein abenteuerlustiger Haufen, gewillt, ein Vierteljahr mit etwas Zeit zu vertrödeln, das keinen professionellen Zweck zu haben schien. Ich danke ihnen allen für ihre wilde und streitlustige Beteiligung, die die Hauptquelle für all diese vielen Notizen darstellte.

Ich werde nicht versuchen, all die Personen zu nennen, deren Unterhaltung und Beispiel mich in diesen langen Jahren beeinflusst hat. Ich finde es zu schwierig, mich zu erinnern; ich würde gewiss Leute auslassen, und sie wissen oder können sich denken, wer sie sind. Dianne Hagaman half auf jede erdenkliche Art, auch – und das ist etwas, was Leute, die sie nicht kennen, kaum von ihr erwarten würden – mit ihrer enormen Expertise zu Jane Austen und *Pride and Prejudice*, die aus Jahren liebevoller Studien herrührt. Ohne ihre Hilfe hätte ich nie gewagt, Kapitel 14 zu schreiben.

An dieser Stelle möchte ich auch Reiner Keller danken, der einige sachliche Fehler aus dem amerikanischen Original stillschweigend korrigiert hat.

Im Laufe der Jahre habe ich eine Anzahl an Aufsätzen verfasst, die hier und da erschienen sind, und ich habe manche von ihnen, meistens in etwas abgeänderter Form, in diesem Buch verarbeitet. Die folgenden Titel erscheinen ganz oder teilweise in verschiedenen Kapiteln:

- „Telling About Society“ in Howard S. Becker 1986: *Doing Things Together*. Evanston, IL: Northwestern University Press, 121–136: Kapitel 1.
- „Categories and Comparisons: How We Find Meaning in Photographs“. *Visual Anthropology Review*, 14 (1998–1999): 3–10: Kapitel 3.
- „Aesthetics and Truth“ in Howard S. Becker 1986: *Doing Things Together*. Evanston, IL: Northwestern University Press, 293–301: Kapitel 7.
- „Visual Sociology, Documentary Photography, and Photojournalism: It is (Almost) All a Matter of Context“. *Visual Sociology*, 10 (1995): 5–14: Kapitel 11.
- „La politique de la présentation: Goffman et les institutions totales“ in Charles Amourous, Alain Blanc (Hg.) 2001: *Erving Goffman et les institutions totales*. Paris: L’Harmattan, 59–77; und auf Englisch als „The Politics of Presentation: Goffman and Total Institutions“. *Symbolic Interaction*, 26 (2003): 659–669: Kapitel 13.
- „Sociologie, sociographie, Perce et Passeron“ in Jean-Louis Fabiani (Hg.) 2001: *Le Goût de l’enquête: Pour Jean-Claude Passeron*. Paris: L’Harmattan, 289–311; eine gekürzte Version erschien auf Englisch als „Georges Perce’s Experiments in Social Description“. *Ethnography*, 2 (2001): 63–76: Kapitel 15.
- „Calvino, sociologue Urbain“ in Howard S. Becker 2003: *Paroles et musique*. Paris: L’Harmattan, 73–89: Kapitel 16.

Teil I Ideen



Erzählen über Gesellschaft

1

Ich wohne seit vielen Jahren in San Francisco, am unteren Hang von Russian Hill oder im oberen Bereich von North Beach. Wie ich die Gegend beschreibe, richtet sich danach, wen ich beeindrucken möchte. Ich wohne in der Nähe von *Fisherman's Wharf*, an der Strecke, die viele Leute dazu benutzen, um von dieser Touristenattraktion zu ihrem Motel in der Innenstadt oder zur „Motelmeile“ an der Lombard Street zu gelangen. Wenn ich aus meinem vorderen Fenster schaue, sehe ich oft Gruppen von Touristen herumstehen, die ihre Straßenkarten studieren und die steile Straße betrachten, die sich zwischen ihnen und ihrem Ziel erstreckt. Was geschieht, ist offensichtlich. Auf der Karte sieht die gerade Linie wie ein bequemer Spaziergang durch eine Wohngegend aus. Man kann sehen, wo die Einheimischen leben. Jetzt denken sie aber so, wie ein junger Engländer sich ausdrückte, dem ich Hilfe anbot: „Ich muss zu meinem Motel, aber ich steige *nicht* diesen verdammten Hügel hinauf!“

Warum machen die Karten diese Leute nicht auf die Steigungen aufmerksam? Die Kartografen wissen, wie man steile Stellen anzeigt. Es ist also keine Einschränkung des Mediums, die es den Fußgängern unbequem macht. Aber die Karten sind für Autofahrer gedacht, wurden (ursprünglich) von Ölgesellschaften und Reifenherstellern finanziert und in Tankstellen verkauft (Paumgarten 2006: 92). Autofahrer kümmern sich weniger als Fußgänger um steile Straßenzüge.

Diese Karten und das Netzwerk der Leute und Organisationen, die sie herstellen und vertreiben, sind beispielhaft für ein allgemeineres Problem. Eine gewöhnliche Straßenkarte von San Francisco ist eine stilisierte Wiedergabe der städtischen Gesellschaft: die visuelle Beschreibung der Straßen und Orientierungspunkte sowie ihre Anordnung im Raum. Sozialwissenschaftler und normale Bürger nutzen routinemäßig nicht nur Karten, sondern auch eine große Vielfalt an anderen Repräsentationen der gesellschaftlichen Realität. Beliebige Beispiele sind Dokumentarfilme, statistische Tabellen sowie die Geschichten, die sich Leute erzählen, um zu erklären, wer sie sind und was sie tun. Wie die Karten stellen sie alle ein Bild

dar, das nur einen Teil wiedergibt, aber gleichwohl für manche Zwecke ausreicht. Sie entstehen sämtlich in einem organisatorischen Umfeld, das einschränkt, was getan werden kann, und den Zweck definiert, dem sie zu genügen haben. Dieses Verständnis weist auf mehrere interessante Probleme hin: Wie formen die Bedürfnisse und Praktiken von Organisationen unsere Beschreibungen und Analysen (also Repräsentationen) der gesellschaftlichen Realität? Wie kommen Leute, die diese Repräsentationen benutzen, dazu, sie als passend zu definieren? Solche Fragen wirken sich auf traditionelle Fragen über wissenschaftliche Kenntnisse und Berichte aus, sprechen aber darüber hinaus auch noch Probleme an, die wir traditionell mit Kunst sowie mit Erfahrungen und Analysen des täglichen Lebens verbinden.

Seit vielen Jahren befasse ich mich professionell und auch aus angeborener Neugier mit den verschiedenen Möglichkeiten, unsere Gesellschaft zu beschreiben. Ich bin Soziologe, und darum kommen mir zu allererst solche Arten des Erzählens in den Sinn, die Soziologen gewöhnlich benutzen: ethnografische Beschreibungen, theoretische Diskurse, statistische Tabellen (und solche visuellen Repräsentationen von Zahlen wie Balkendiagramme), historische Narrative usw. Aber vor vielen Jahren besuchte ich eine Kunstschule, um Fotograf zu werden, und dabei entwickelte ich ein starkes und dauerndes Interesse an fotografischen Repräsentationen der Gesellschaft, die seit der Erfindung dieses Mediums von Dokumentar- und anderen Fotografen angefertigt worden sind. Das führte ganz natürlich zu der Erwägung, Film könne ein weiteres Mittel sein, die Gesellschaft darzustellen, und zwar nicht nur Dokumentarfilme, sondern auch Spielfilme. Ich war seit meiner Kindheit ein begeisterter Leser gewesen. Wie die meisten Leseratten wusste ich, dass Geschichten nicht nur erträumte Fantasien enthalten, sondern auch lesenswerte Beobachtungen über unsere Gesellschaft, wie sie aufgebaut ist und funktioniert. Warum nicht auch die dramatische Repräsentation von Geschichten auf der Bühne? Weil ich schon immer daran interessiert und damit beschäftigt war, etwas über die Gesellschaft zu erzählen, nahm ich mir vor, von der etwas willkürlichen, wahllosen Sammlung von Beispielen Gebrauch zu machen, die sich in meinem Kopf eingelagert hatte.

Um was zu tun? Um die Probleme zu erkennen, die man lösen muss, wenn man die Gesellschaft darstellen möchte, welche Lösungen mit welchen Ergebnissen gefunden und erprobt worden sind. Um zu sehen, welche gemeinsamen Probleme verschiedene Medien haben und wie die Lösungen, die für die eine Art des Erzählens funktionieren, aussehen, wenn man sie in anderen Formen ausprobiert. Um beispielsweise zu erkennen, was statistische Tabellen mit fotografischen Projekten oder was mathematische Modelle mit Avantgarde-Romanen gemeinsam haben. Um zu lernen, welche Problemlösungen ein Gebiet von einem anderen übernehmen könnte.

Folglich bin ich an Romanen, Statistik, historischen Repräsentationen, Ethnografien, Fotografien, Filmen und allen anderen Wegen interessiert, mit denen

man versucht, anderen zu erzählen, was man über seine eigene Gesellschaft weiß oder eine andere, die einen interessiert. Ich nenne die Produkte all dieser Aktivitäten in all diesen Medien „Berichte über die Gesellschaft“ oder manchmal „Repräsentationen der Gesellschaft“. Welche Probleme und Fragen ergeben sich beim Verfassen solcher Berichte in den verschiedenen Medien? Aus den Dingen, über die die Leute, die mit diesen Aufgaben beschäftigt sind, miteinander reden und sich beschweren, habe ich eine Liste dieser Fragen erstellt. Dabei habe ich als Grundprinzip der Forschung folgende Idee verwendet: Wenn es ein Problem bei einer Repräsentationsart gibt, dann tritt dieses Problem überall auf. Aber die Leute, die auf einem Gebiet arbeiten, könnten das Problem schon zufriedenstellend gelöst haben und halten es gar nicht mehr für ein Problem, während es für andere Leute ein unlösbares Dilemma darzustellen scheint. Das bedeutet, die einen können von den anderen etwas lernen.

Ich bin bei diesen Vergleichen umfassend vorgegangen und habe (zumindest prinzipiell) jedes Medium und jedes Genre berücksichtigt, das Menschen zur Verfügung steht oder jemals stand. Natürlich habe ich nicht über alles gesprochen. Aber ich habe versucht, die nächstliegenden konventionellen Vorurteile zu vermeiden, und habe nicht nur seriöse wissenschaftliche Formate und solche, die von Fachleuten in anerkannten Wissenschaften erfunden und angewandt worden sind, sondern auch die von Künstlern und Laien verwendeten Formate in Betracht gezogen. Es bietet sich eine Liste folgender Themen an: aus den Sozialwissenschaften Repräsentationsformen wie mathematische Modelle, statistische Tabellen und Grafiken, Karten, ethnografische Prosa und historische Erzählungen; aus der Kunst Romane, Filme, Fotografien und Schauspiel; aus den großen Schattenbereichen dazwischen: Lebenserinnerungen und sonstiges biografisches und autobiografisches Material, Reportagen (einschließlich der gemischten Genres „Doku-Drama“, Dokumentarfilm und fiktionalisierte Tatsachen), das Erzählen von Geschichten, die Kartografie und andere darstellende Aktivitäten von Laien (oder laienhaft arbeitenden Menschen, wie es sogar Fachleute meistens tun).

Wer erzählt?

Wir sind alle interessiert an der Gesellschaft, in der wir leben. Schon auf Routinebasis und auf ganz gewöhnliche Weise müssen wir wissen, wie unsere Gesellschaft funktioniert. Nach welchen Regeln richten sich die Organisationen, zu denen wir gehören? Welche Routinemuster des Verhaltens sind für andere wichtig? Wenn wir das wissen, können wir unser eigenes Verhalten einrichten, lernen, was wir wollen,

wie wir es bekommen, wie viel es kostet, welche Handlungsmöglichkeiten uns die verschiedenen Situationen bieten.

Wo lernen wir das alles? Unmittelbar aus unserer Erfahrung des täglichen Lebens. Wir interagieren mit allen möglichen Menschen und Gruppen und Organisationen. Wir sprechen mit Menschen aller Arten in allen möglichen Situationen. Natürlich nicht *aller* Arten: Die persönlichen gesellschaftlichen Erfahrungen der Einzelnen sind durch ihre sozialen Beziehungen begrenzt, ihren Stand in der Gesellschaft, ihre wirtschaftlichen Ressourcen, ihren geografischen Standort. Man kann mit diesem beschränkten Wissen auskommen, aber in der modernen Gesellschaft (wahrscheinlich in allen Gesellschaften) müssen wir mehr wissen, als wir aus persönlicher Erfahrung lernen. Wir müssen oder zumindest möchten über andere Leute und Orte Bescheid wissen, über andere Situationen, andere Zeiten, andere Lebensweisen, andere Möglichkeiten, andere Gelegenheiten.

So halten wir Ausschau nach „Darstellungen“, „Beschreibungen“ bzw. „Repräsentationen der Gesellschaft“, in der andere Menschen uns über all diese Situationen, Orte und Zeiten erzählen, die wir nicht aus erster Hand kennen, über die wir aber etwas wissen wollen. Mit den zusätzlichen Informationen können wir komplexer planen und umfassender auf unsere unmittelbaren Lebenssituationen reagieren.

Einfach ausgedrückt, ist eine „Repräsentation der Gesellschaft“ etwas, das jemand uns über einen Lebensbereich erzählt. Diese Definition deckt einen weiten Bereich ab. Am einen Extrem liegen die gewöhnlichen Repräsentationen, die wir uns gegenseitig als Laien im Laufe des täglichen Lebens bieten. Beispiel: Kartografie. In vielen Situationen und für viele Zwecke ist dies eine höchst professionelle Tätigkeit, die auf Jahrhunderten kombinierter Erfahrungen, auf mathematischem Wissen und wissenschaftlicher Gelehrsamkeit beruht. Aber in vielen anderen Situationen ist es eine alltägliche Tätigkeit, die wir alle manchmal ausüben. Ich bitte Sie, mich gelegentlich einmal zu besuchen, aber Sie wissen nicht, wie man dorthin gelangt, wo ich wohne. Ich kann Ihnen die Richtung mündlich darstellen: „Von Berkeley kommend nehmen Sie die erste Ausfahrt an der Bay Bridge, halten sich unten links, fahren einige Ampeln weiter und biegen dann in Richtung Sacramento ab, fahren weiter, bis Sie nach Kearny kommen, biegen rechts ab und fahren zum Columbus ...“ Ich kann auch vorschlagen, dass Sie zusammen mit meinen Anweisungen eine normale Straßenkarte benutzen, oder ich sage Ihnen, dass ich an der Ecke Lombard und Jones wohne, und überlasse es Ihnen, diese Kreuzung auf der Karte zu finden. Oder ich kann Ihnen meine eigene kleine Karte zeichnen, persönlich auf Sie zugeschnitten. Ich zeige Ihnen, wo Sie von „Ihrem Haus“ aus starten, zeichne die relevanten Straßen ein und wo Sie abbiegen sollen, wie lang jede Strecke ist, an welchen auffälligen Stellen Sie vorbeikommen und wodurch Sie merken, dass Sie

an „meinem Haus“ angekommen sind. Heutzutage lässt sich das alles im Internet nachsehen, oder Sie können Ihr „Navi“ benutzen.

Dies sind alles Repräsentationen eines Ausschnitts der Gesellschaft, die in einer einfachen geografischen Beziehung enthalten sind. Einfacher und besser wäre es zu sagen, dass es sich dabei um Möglichkeiten handelt, über die Gesellschaft oder einen Teil davon zu erzählen. Manche Dinge wie die normale Straßenkarte oder die Computerbeschreibung werden von hochqualifizierten Experten hergestellt, die mit vielen spezialisierten Geräten und Kenntnissen arbeiten. Die mündliche Beschreibung und die selbst gezeichnete Karte stammen von Leuten wie den Nutzern selbst, von Leuten, deren geografische Kenntnisse oder Fähigkeiten nicht besser sind als die jedes normal kompetenten Erwachsenen. Alles genügt, auf verschiedene Weise, um jemanden von einem Ort zum anderen zu führen.

Meine eigenen akademischen Kollegen – Soziologen und andere Sozialwissenschaftler – reden gerne so, als hätten sie ein Monopol für die Gestaltung solcher Repräsentationen, als sei das Wissen über die Gesellschaft, das sie erzeugen, das einzige „wahre“ Wissen über dieses Thema. Das stimmt aber nicht. Und sie stellen den ebenso lächerlichen Anspruch, die Art und Weise, in der sie über Gesellschaft erzählen, sei der beste Weg, diese Arbeit zu vollbringen oder die einzige Weise, es richtig zu tun, oder dass ihre Vorgehensweise alle möglichen schlimmen Fehler verhindert, die wir sonst machen würden.

Diese Art von Gerede ist weiter nichts als die übliche akademische Anmaßung. Wenn wir uns überlegen, wie andere Leute auf anderen Gebieten – bildende Künstler, Romanschriftsteller, Dramatiker, Fotografen und Filmemacher – sowie Laien die Gesellschaft darstellen, dann zeigen sich analytische Dimensionen und Möglichkeiten, die von der Sozialwissenschaft oft ignoriert worden sind, die sonst aber nützlich sein können. Ich werde mich auf darstellende Arbeiten von Sozialwissenschaftlern, aber auch auf die Arbeiten anderer Berufe konzentrieren. Sozialwissenschaftler wissen, wie sie ihre Arbeit zu tun haben, und das passt für viele Zwecke. Aber ihre Wege sind nicht die einzigen Wege.

Welche anderen Methoden gibt es denn? Wir können darstellende Aktivitäten auf verschiedene Weise kategorisieren. Wir könnten über Medien sprechen – zum Beispiel Film vs. Wörter vs. Zahlen. Wir könnten über die Absicht der Macher reden: Wissenschaft vs. Kunst vs. Reportage. Ein solcher umfassender Überblick würde viele Zwecke erfüllen, aber nicht meinen Zweck, generische Probleme der Repräsentation und die Vielfalt der bisher in der Welt erzeugten Lösungen zu erkunden. Die Untersuchung mancher wesentlicher, hoch organisierter Methoden, über Gesellschaft zu erzählen, bedeutet, dass wir uns mit den Unterschieden zwischen Wissenschaft, Kunst und Reportage auseinandersetzen müssen. Es handelt sich nicht so sehr um unterschiedliche Wege etwas zu tun, sondern vielmehr um